

(Nachdruck verboten.)

11] Die Brüder Zenganno.

Von Edmond de Goncourt.

Man versuchte alles, was der Kranken eine Freude machen konnte. Man mußte ihr nahezu jeden zweiten oder dritten Tag die kleinen Vorhänge vor den Fenstern, damit sie dieselben stets recht weiß habe; man pflückte ihr Feld- und Waldblumen, welche sie gern in einem Glase zu Häupten ihres Lagers zu stehen hatte, und die Truppe schob zusammen und kaufte ihr ein Deckbett von Eiderdaunen mit schönem Ueberzuge von roter Seide: die einzige Gelegenheit, bei der sie ein Zeichen von Dank verriet, durch einen Anflug eines gewissen wilden Glückes, der auf ihr marmorenes Gesicht stieg.

Die Maringotte zog weiter und weiter durch das Land, mit der Kranken in ihrem Bett, die immer schwächer wurde, und der man jetzt den Kopf zu ihrem Fensterchen aufrichten und stützen mußte, wenn er nicht kraftlos wieder auf das Kissen niedergleiten sollte.

Eines Nachmittags war sie so leidend, daß der alte Bescapè abschirren ließ und die Truppe beabsichtigte, dort im Felde zu lagern, als die Kranke, welche an dem Stillliegen ihres Körpers fühlte, daß man die Fahrt ausgesetzt, mit Festigkeit ein Wort aus ihrem Heimatidiom dort in weiter Ferne äußerte, ein Wort aus der Zigeunersprache, das in einer kurzen, scharfen Silbe, zischend wie ein Peitschenschlag, den Ruf ausdrückt: „Vorwärts!“ Und sie wiederholte das Wort immer von neuem, jede Minute, bis man wieder angeschirrt hatte und sie fühlte, daß der Wagen weiterzog.

Die ganzen Tage hindurch — eine gewisse Anzahl von Tagen noch — war der Blick der Zigeunerin gleichzeitig starr und doch auch weit umherschweifend, beharrlich durch das geöffnete Fenster auf die dort außen vorübergleitende Natur geheftet, wie sie in ihren Szenerien langsam hinter den Wagen zurückfloß, sich in der Ferne verlor, in Undeutlichkeit zerfloß, schütternd verschwand unter dem Rütteln des Wagens auf den schlechten Wegen.

Die Augen der Sterbenden, schon trübe, konnten nicht scheiden von den weiten Ebenen, den tiefen Wäldern, den sonnenbeglänzten Hügeln, dem Grün der Bäume und dem flutenden Blau der Ströme; sie konnten nicht scheiden von dem klaren Licht des Tages, das der Himmel der Erde herabsendet — dem Lichte des Tages, der außerhalb der Häuser leuchtet . . . sie war eine Frau, die, als sie einst vor Gericht vernommen wurde, beim Schwur sich von dem Christusbilde abgewendet und, in das helle Licht eines offenen Fensters des Gerichtssaales tretend, gelobt hatte: „Bei dem, was zwischen Himmel und Erde ist, schwöre ich, daß ich mein Herz öffnen und die Wahrheit sagen werde.“ Und auch ihr Todeskampf noch wollte bis zum letzten Augenblick ihres Wanderlebens das Licht über ihr haben, das zwischen Himmel und Erde ist.

Eines Morgens hatte die Maringotte bei einer kleinen Kirche Halt gemacht, die man neu auszubauen im Begriff war. Das Gefährt hatte, beleuchtet von der emporsteigenden Sonne, wie ein Stück Bühnendekoration die Goldtapete des alten Chors vor sich, das stehen geblieben war, und unterhalb der frisch geröteten, mit Kalk besetzten Gesichter der Maurer und oberhalb der Trümmer von alten Särgen, umherstolpernd auf dem verstreuten Mistgerät, einen langen Pfarrer in rundem, mit Flor garniertem Hut, in endlos langer, schwarzer Soutane, die an den Taschen schäbig grau geworden, mit den Stoppeln eines seit acht Tagen nicht rasierten Bartes im Gesicht, mit einer spitzen Nase und scharfen, durchbringenden Augen. An diesem Morgen, in dem Moment, als Maringotte sich wieder in Bewegung setzte, wandte sich der Blick Stepanidas plötzlich jäh von dem Fenster ab und heftete sich lange auf die Kindergestalt ihres Jüngstgeborenen, in banger, wilder Zärtlichkeit. Dann, ohne ein Wort, ohne eine Liebkosung, einen Kuß, ergriff sie die kleine Hand Nellos, sie legte sie in die Hand seines älteren Bruders, und ihre schon erkaltenden Finger ver-

einten mit einem Druck die Hände der beiden Brüder zu einem Bunde, den selbst der Tod nicht trennen sollte.

Das Vertrauen, der Glaube, die Zuversicht, die man jüngere Kinder zuweilen zu ihren älteren Schwestern oder Brüdern hegen sieht, ihre Hingebung in überzeugungsvollster Bewunderung an ein Wesen ihrer Verwandtschaft, in dem sie ein Ideal sehen, nach welchem sie sich insgeheim zu bilden, ihm nachzustreben und nachzueifern bemüht sind: das waren die Gefühle Nellos gegen Gianni, nur mit noch mehr der Wärme, mehr des Enthusiastischen, mehr des beinahe Fanatischen, als man es sonst wohl bei jüngeren Geschwistern findet. Für ihn war nur das gut, was der ältere Bruder tat. Für ihn nur das wahr, was dieser sagte, und man sah den Jüngeren, wenn der Ältere sprach, ihm mit jenen beiden Wülsten der tiefsten Aufmerksamkeit und des Nachsinnens junger Gesichter oberhalb seiner Augenbrauen zuhören. „Gianni hat es gesagt!“ war sein steter Refrain, und indem er ihn aussprach, war er der Meinung, daß das Wort seines älteren Bruders aller Welt so wie ihm selber ein Evangelium sein müsse. Nellos Glaube an Gianni war ein schrankenloser. Als er einst von einem kleinen Gymnastiker-Cleven aus einer anderen Truppe, der größer und stärker war als er, geprügelt worden war, und es Gianni erzählend, von diesem die Antwort erhielt: „Morgen nimmst Du diese Peitschel hier in die Hand, gehst gerade auf ihn los, gibst ihm, siehst Du so, einen Faustschlag mitten auf die Stirn, und er wird am Boden liegen.“ — da nahm Nello, wie Gianni ihn gezeigt, und warf seinen Feind zu Boden. Hätte es ihm Gianni geheißen, Nello hätte den Faustschlag so gut dem Herkules Kabastens gegeben, wie dem ungezogenen Jungen. Und bis zur Torheit blieb er sich in dieser Hinsicht gleich. Als Gianni ein anderes Mal in einer bei ihm seltenen Anwandlung, zu scherzen, sich den Spaß machte, den jüngeren Bruder zu beschuldigen, daß er dem Pudel Lariflette die Hufeisen abgerissen, ging Nello, trotz seiner besten Ueberzeugung, daß Hunde überhaupt nicht beschlagen werden, nachdem er sich lange verteidigt hatte, hin und suchte an dem Pforten des Pudels nach den Spuren der Nägellöcher, indem er denen, die ihn darüber verspotteten, hartnäckig weiterfuchend entgegnete: „Gianni hat's gesagt!“

Man durfte seinem Gianni nicht zu nahe treten. Als Nello eines Tages in Tränen zu Gianni kam und dieser ihn nach dem Grunde derselben fragte, erwiderte er schluchzend, er habe gehört, daß man schmähend über ihn, Gianni, gesprochen, und als der Bruder darauf bestand, daß er ihm wiederholen solle, was man gesagt, geriet der Knabe beim Aussprechen der Schimpfworte gegen den geliebten Bruder in solche Wut, daß ihn ein Krampfanfall befiel.

Wenn Nello von außen heimkam, war seine erste Frage: „Ist Gianni da?“ Der jüngere Bruder schien nicht ohne den älteren leben zu können. In der Arena sah man ihn unablässig um Giannis Wein her sich bei allen Produktionen des Bruders mit irgend einer Kleinigkeit zu schaffen machen und diesen jeden Augenblick nötigen, ihn vom Boden aufzuheben oder ihn sanft mit der Hand beiseite zu schieben, wenn er im Wege war. Während der übrigen Zeit, die er sich bei seinem Bruder befand, hing er beständig mit den Augen an ihm, mit jenen langen, wie gefesselten Blicken, in denen sich die bewundernde Sympathie bei Kindern zu zeigen pflegt, und in jener stummen tiefen Betrachtung, in welcher für den Augenblick alle Beweglichkeit des jungen Körpers erstirbt. Und wenn er in Giannis Abwesenheit von irgend etwas trübe oder freudig berührt wurde, so war seine erste Neugier zu der nächsten Person, an die er sich wenden konnte: „Das muß ich Gianni sagen!“

Gianni füllte einen so großen Teil von den Gedanken des jüngeren Bruders aus, daß dieser selbst in seinen Träumen sich nie ohne ihn sah, sich auch in diesen die Gestalt des älteren Bruders stets mit der seinigen zu allem, was er tat, was geschah, verband.

Stepanidas Tod hatte das Zwillingaleben der beiden Brüder in den Stunden des Tages wie der Nacht noch enger aneinander geknüpft und eine der größten neuen Glücksempfindungen für Nello war, jetzt, wo Gianni mit in der Maringotte schlief, morgens zu ihm ins Bett zu kommen

und unter dem Frohsinn und den Zärtlichkeiten, mit denen er ihn erweckte, sich an seiner Seite für einen Augenblick den Liebeständeleien schon älterer kleiner Knaben mit ihren Müttern hinzugeben.

Mittags und abends, in den Salzteiten der Maringotte, lehrte Gianni den jüngeren Bruder in den Pantommim-Büchern ihres Vaters Lesen und unterwies ihn auf der Geige, welche Nello, Dank dem Rigeunerblut, das in seinen Adern rollte, jetzt als kleiner Virtuose der Geige und der Waldlichtungen zu spielen begann.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Trübe und neblige Tage.

Von Dr. med. W i l h. K ü h n, Leipzig.

Je mehr sich das Jahr dem Wintersonnentwendfest nähert, desto kürzer werden auch die Tage, d. h. es fängt schon frühe an dunkel zu werden, und sogar zur Mittagszeit kommt es vor, daß man an einem trüben, nebligen oder regnerischen Tage in schlecht gelegenen Geschäftslökalen Licht brennen muß. Solche Tage haben aber auch andere Nachteile, denn sie wirken, wie jeder weiß, unvorteilhaft auf die Gemütsstimmung und die Gesundheit der Menschen ein.

Die Sonne ist die Lebensspenderin aller Dinge, die Quelle des Lichtes und der Wärme. Sie ist es, der die Herzen entgegenjauchzen und zu der die Naturvölker anbetend ihre Hände erheben. Sie ist es, die auch auf unser Leben den gewaltigsten Einfluß ausübt, weshalb heutzutage die Menschen mehr als früher bestrebt sind, sich von ihr im Adamskostüm bescheiden und die wohlthätige Wirkung ihrer Strahlen auf sich einwirken zu lassen. Nicht umsonst stehen die Licht- und Luftbäder in gutem Klang, und nicht umsonst nimmt ihre Anhängerschaft von Jahr zu Jahr zu. Schon Schiller hat den Wert des Lichtes in seinem Taucher kurz, aber treffend ausgedrückt, wenn er von dem Jüngling sagt:

„Und atmete lang und atmete tief
Und begrüßte das himmlische Licht

oder ihn später ausrufen läßt:

„Es freue sich,
Wer da atmet in rosigsten Licht.
Da unten aber ist's fürchterlich!

Wir sagen nicht zuviel, wenn wir die Behauptung aufstellen, daß das Sonnenlicht im wesentlichen der Erreger vieler chemischer Prozesse und des Lebens ist, während andererseits die Dunkelheit seiner Entwicklung nachteilig wird, wie man schon daraus sehen kann, daß Froschlurben, die stets im Dunkeln gehalten werden, nicht zur Entwicklung kommen. Sonnige Tage wirken auf uns erheitend ein, auch ein sonniger Herbst- oder Wintertag. Wir sind an solchen viel besser zur Arbeit aufgelegt, und unser ganzes Befinden ist ein anderes. Ohne Zweifel hat Humboldt recht, wenn er behauptet, daß der Eindruck, den der Anblick der Natur in uns zurückläßt, weniger durch die Eigentümlichkeit der Gegend, als durch die Beleuchtung bestimmt wird, unter der Berg und Thal bald in ätherischer Himmelsbläue, bald im Schatten tief schwebenden Gewölkes erscheint.

Ganz besonders empfindlich ist die Beeinflussung des kindlichen Organismus durch das Licht, stellt man doch sogar die Behauptung auf, daß Kinder bei ungenügendem Sonnenlicht im Wachstum zurückbleiben. Das können wir uns wohl denken, wenn wir auf den Höfen der Großstädte, wohin kein Sonnenstrahl kommt, die traurigen, hohläugigen und blassen Kleinen sehen, wengleich auch selbstverständlich Ernährungsverhältnisse, Mangel an Reinlichkeit usw. eine Rolle mitspielen. Wie die Kartoffeln, die im Dunkeln der Keller zu keimen anfangen, niemals grüne Schößlinge treiben, sondern nur farblose, weil zur Bildung des grünen Farbstoffes, des Chlorophylls, die Kraft des Sonnenlichtes nötig ist, so geht es auch mit unseren Lieblingen. Wir dürfen wohl den Vergleich ziehen, daß als das, was bei der Pflanze das Chlorophyll ist, bei dem Menschen der Blutfarbstoff angesehen werden kann. Ist er nicht genügend entwickelt und enthalten die roten Blutkörperchen infolgedessen nicht die verschiedenen Bestandteile, namentlich auch nicht das Eisen, die das Blut im wahren Sinne des Wortes zu unserem Lebenssaft machen, so sind wir nicht imstande, genügenden Sauerstoff aufzunehmen, wie ihn jedes höher organisierte Wesen braucht. Zur Entwicklung dieses Sauerstoffes trägt in erster Linie die Sonne bei, zur regelrechten Bildung der roten Blutkörperchen brauchen wir aber ebenfalls wieder Licht, und somit findet ein steter Kreislauf unter der Herrschaft dieser gütigen Spenderin statt, aber alles zielt darauf hin, dem Menschen gesundheitliche Vorteile zu bringen.

Um so mehr empfinden wir dann die trüben und nebligen Wintertage, und die Jahreszeit, die uns solche beschert, ist es ja auch, in der sich besonders gern Krankheiten entwickeln. Auch das werden wir leicht verstehen, denn es gibt eine ganze Anzahl von

Krankheitserregern, auf die das Licht schädlich einwirkt, so daß sich aus diesem Grunde als ein besonderer Zweig unserer medizinischen Wissenschaft die Lichtheilkunde ausgebildet hat. Nicht ohne Grund haben die Italiener ein Sprüchwort: „Wo die Sonne nicht hineingeht, da geht der Arzt hinein!“ Wir wüßten nicht, wodurch wir die angeedeuteten Verhältnisse besser kennzeichnen könnten.

Nach dem Gesagten dürfte es klar sein, daß unser Bestreben dahin gehen muß, möglichst solche trüben und nebligen Tage zu verhindern. Bevor wir der Frage näher treten, ob wir das können, müssen wir zunächst untersuchen, welches in Wirklichkeit die Ursachen dafür sind. Daß bei Regenwetter durch die dunklen Wolken am Himmel das Sonnenlicht im Winter in ganz außerordentlicher Weise gedämpft und abgehalten wird, dürfte ja ohne weiteres klar sein und ist eine Erscheinung, wie wir sie unter Umständen auch im Sommer finden können. Gegen den immer früher stattfindenden Sonnenuntergang, wie er in der Umdrehung der Erde seine Begründung hat, sind wir Menschen machtlos. Aus diesem Grunde haben wir uns darauf von vornherein eingerichtet und zu den künstlichen Lichtquellen gegriffen, unter denen heute in gesundheitlicher Beziehung das elektrische Licht in Verbindung mit der Kernst- und Osmiumlampe, sowie das Gasglühlicht die erste Stelle einnehmen. Wir können es uns nicht mehr denken, wie sich unsere Vorfahren mühten, und charakteristisch dafür ist heute noch die Darstellung, wie Prometheus seinen geliebten Menschen das Feuer vom Himmel holt und zu diesem Zwecke eine Kienfackel verwendet. Natürlich ist es vollständig ausgeschlossen, daß uns das künstliche Licht einen vollen Ersatz für das natürliche geben kann. Im Gegenteil liegen viele Fälle vor, in denen der Mensch dadurch nachteilig beeinflusst wird, sei es in bezug auf die Augen, sei es durch die Wärmeentwicklung oder schließlich durch die vom künstlichen Licht gebildeten Stoffwechselprodukte, die wir einatmen müssen.

Etwas anders steht die Sache, wenn es sich um die Rebehbildung handelt und dadurch die trüben Tage entstehen. An und für sich bezeichnet man bekanntlich unter diesem Worte kleine Wassertropfen, die in der Luft schweben, diese trüben und ihre Durchsichtigkeit beeinträchtigen. Wir kennen dafür verschiedene Entstehungsweisen, unter denen besonders die bekannt sind, wenn im Sommer nach Gewitterregen oder im Spätsommer und Herbst des Morgens oder Abends die Wasserdämpfe über Flußtätern, Seen, Teichen und Mooren oder feuchten Wiesen lagern, sobald die Temperatur der Luft unter die des Wassers oder die des feuchten Erdbodens sinkt.

Wenn wir diesen Rebel vielleicht als „reinen“ bezeichnen dürfen, so läßt sich das von dem in der Großstadt nicht sagen. Gemeinlich kann es auch hier vorkommen, daß von außen her die Wasserdämpfe in die Straßen eindringen, aber die Dunstwolke, die über jeder Großstadt schwebt und oft so stark ist, daß man kaum wahrnehmen kann, welcher Art die Himmelsbedeckung ist, besteht noch aus etwas anderem, nämlich aus den Bestandteilen des Rauches, aus dem Rauch und aus dem Staub. Die Stadtsonne, namentlich in industriellen Gegenden der Stadt, ist nicht mehr die Sonne, die dem Großstädter in der freien Natur scheint, und daher ist auch seine Sehnsucht begreiflich, des Sonntags hinaus ins Freie zu eilen. In der Großstadt haben wir eine Sonnenarmut festzustellen. — Wie stark die Abnahme des Lichtes bei einem solchen Rebel sein kann, das hat Prof. Rubner in Berlin am 21. Dezember 1903 festgestellt. An diesem Tage zog eine ungeheure Rebebwolke über Berlin hinweg, die an Londoner Zustände erinnerte. London ist ein Beweis dafür, welche großen Nebelstände eine Verbindung von Wasserdämpfen mit dem Kohlen- und Staubbunzt der Großstadt im Gefolge haben kann. In Berlin entstand eine so große Finsternis, daß die Geschäfte, Straßenbahnwagen und Omnibusse zu künstlicher Beleuchtung greifen mußten, und auf der Stadtbahn am Tage der Nachtdienst in Tätigkeit trat. Die Helligkeit betrug nur ein Dreitausendstel bis ein Viertausendstel der sonst zu erwartenden Lichtstärke. Trotzdem der folgende Tag ebenfalls ein trüber war, blieb die Helligkeit des Rebebtages hinter ihm noch um ein Fünfhundertstel zurück.

Wir fragen uns, ob sich gegen die Rebehbildung in der Stadt nichts tun läßt. Unserer Ansicht nach entsteht für die Stadtverwaltungen und jeden verständigen Einwohner die Pflicht, nach Kräften zur Reinhaltung der Luft beizutragen. Das Bestreben, eine rauchlose Feuerung einzuführen, ist daher wohl am Platze, und wir können die Bildung einer Antirauchliga in England begreifen, deren Mitglieder unachtsamlich die Fälle zur Anzeige bringen, in denen eine zu starke Rauchentwicklung der Schornsteine stattfindet. — Die beste Abhilfe ist der allmähliche Uebergang zu anderen Heizungsarten, z. B. mit Gas, oder es sind gesetzliche Bestimmungen zu einer Einführung der rauchlosen Feuerung am Platze, zu deren Erkennung schon Geizerschulen bestehen.

Wie unterscheidet sich das Tier von der Pflanze?

Jeder Mensch kennt Tiere und Pflanzen, und jeder Mensch ist imstande, einzelne Tiere von einzelnen Pflanzen zu unterscheiden; niemand wird eine Rose für ein Tier halten, oder einen Hund für

Kleines feuilleton.

Theater.

eine Pflanze. Aber wenn gesagt wird, welches ist das allgemeine Unterscheidungszeichen für Tiere und Pflanzen, oder durch welches Kennzeichen unterscheiden sich alle Tiere von allen Pflanzen, so wird es nicht so leicht sein, eine befriedigende Antwort zu geben. Wahrscheinlich wird man zunächst die Auskunft bekommen: Das Tier ist imstande, seinen Aufenthaltsort, sei es durch Gehen oder Kriechen, sei es durch Schwimmen oder durch Fliegen, aber jedenfalls nach Belieben zu verändern, die Pflanze dagegen muß an dem Ort, an dem sie einmal festgewurzelt ist, verbleiben, oder sie kann nur durch fremde Gewalt von ihm entfernt werden. Aber es gibt auch Tiere, die sich unänderlich an einem Ort aufhalten; dazu gehören die Schwämme und die Korallen. Dagegen kennen wir Pflanzen, die ihren Standort fortwährend wechseln, zum Beispiel viele Algenarten. Nun wird wohl als Unterschied der Umstand angegeben werden, daß die Tiere Sauerstoff einatmen und Kohlen-säure ansaugen; aber die bunten Pflanzenblüten atmen in der Dunkelheit ebenfalls Sauerstoff ein und Kohlen-säure aus. Während Pflanzen sonst an der Stelle, an der sie leben, für Tiere, also auch für uns Menschen die Luft verbessern, verderben Blüten im Schlaf-zimmer die Luft, weil sie in der Hervorbringung der uns sehr schädlichen Kohlen-säure mit uns selbst konkurrieren. Demnach ist auch dies kein wirklich durchgreifendes Kennzeichen. Wer mit den Lebensvorgängen von Pflanze und Tier vertrauter ist, wird dann sagen, die Pflanzen nähren sich von unorganischen Stoffen, die Tiere dagegen von organischen, nämlich von Pflanzen und Tieren selbst. Da muß man nun darauf hinweisen, daß auch die höchsten Tiere mindestens einen unorganischen Stoff zu sich nehmen, nämlich das Kochsalz. Uebrigens gibt es Naturvölker, die regelmäßig Erde essen. Außerdem gibt es Pflanzen, die von anderen Pflanzen leben, ja sogar solche, die sich von Tieren ernähren. Die ersteren sind die Scharozerpflanzen, die ihre Wurzeln nicht in das Erdreich senken, sondern in das Gewebe anderer Pflanzen und die ihre Wirtspflanzen nicht selten so aus-nutzen, daß diese wegen der dadurch entstandenen Erschöpfung und Kräfteverluste zugrunde gehen. Eine solche Scharozer-pflanze ist die Mistel, die wohl in Folge ihrer eigenartigen Ernährungsart und Lebensweise bei den Menschen früherer Zeiten in den Ruf kam, daß sie mit besonderen Zauber- und Heilkräften ausgestattet und den Göttern heilig sei. Von Tieren leben diejenigen Pflanzen, die man die fleischfressenden nennt; wenn in die Blüte einer solchen Pflanze ein Insekt oder ein Wurm gerät, so schließt sich die Blüte, und in dieser Umzingelung muß das ge-fangene Tier sterben, zugleich tritt aus dem Pflanzengewebe ein Saft aus, der das Tierchen umgibt und gerade so verdaut, wie die von uns genossene Nahrung in unserem Magen und Darm verdaut wird, so daß jenes also wirklich der Pflanze zur Nahrung dient. Man wird dann vielleicht den Unterschied darin finden wollen, daß die Tiere mit Empfindung ausgestattet sind, während dies den Pflanzen fehlt. Die niederen Tiere besitzen jedoch noch keine Empfindungsorgane, also auch keine Empfindung, und gewissen Pflanzen kommt sie schon zu, wie der belamten Mimose, die bei der leisesten Berührung, ja bei jeder Er-schütterung die Blätter zusammenlegt. Daß den Pflanzen das Be-wußtsein der Empfindung fehlt, kann erst recht nicht entscheidend sein, denn in manchem normalen Zustand, z. B. im Schlaf, fehlt sogar den Menschen dies Bewußtsein. Man muß schon ein umfassendes phy-siologisches Wissen besitzen, um zu betonen, daß in den Muskeln und Nerven der Tiere dauernd elektrische Ströme kreisen, deren Stärke sich bei jedem Nervenreiz, bei jeder Muskelzudung ändert, und daß bei den Pflanzen solche Ströme nicht vorkommen. Das ist auch nicht richtig, denn bei der bekannten, zu den fleisch-fressenden Pflanzen gehörenden *Dionaea muscipulas* oder Fliedersalle, ist schon vor längerer Zeit die Existenz der elektrischen Dauerströme im Gewebe nachgewiesen worden. Es bleibt sonach nichts übrig, als zu höheren geistigen Fähigkeiten überzugehen, wenn man einen wirklichen Unterschied zwischen Pflanzen und Tieren statuieren will. Das Unvermögen der Pflanzen, sich durch irgend welche willkürlich hervorbrachten Töne bemerklich zu machen, wird man schon von Haus aus nicht hervorheben, denn sogar die Fische, also relativ organisierte und hoch entwickelte Tiere, entbehren ebenfalls die Fähigkeit, Töne zu erzeugen. Als letztes Auskunfts-mittel wird die Tatsache übrig bleiben, daß nur die Tiere der Grausamkeit fähig sind, zwecklos und ohne daß sie selbst den geringsten Nutzen davon haben, andere Tiere zu töten. Auch diese Unterscheidung vermag jedoch, denn es gibt wirklich Pflanzen, bei denen man das Gleiche beobachten kann. Manche Pflanzen, besonders solche aus der Familie der Asclepiadeen, machen sich der gleichen Grausamkeit schuldig; kleine Tiere, die in sie hineinkriechen, werden ähnlich, wie es bei den fleischfressenden Pflanzen ge-schieht, durch Zusammenklappen der Blüten erstickt, aber nicht, um diesen Pflanzen zur Nahrung zu dienen, sondern völlig zwecklos. Wenn das Tier tot ist, öffnet sich die Blüte wieder und der Tierleichen wird vom Winde fortgeweht. Also nicht einmal nach der schlechten Seite hin haben die Tiere vor den Pflanzen etwas voraus, und man wird sich dabei bescheiden müssen, daß zurzeit kein Kennzeichen angegeben werden kann, das als wahr-haft vollständiges Unterscheidungs-mittel zwischen allen Tieren und allen Pflanzen zu benutzen wäre.

Neues Theater: „Das Ungeheuer“, Satire in drei Akten von Jon Lehmann. In diesem Ungeheuer ist so ziemlich alles ungeheuerlich. Ungeheuerlich zunächst die Zensur, die es zuerst mit Haut und Haaren verbot, und dann mit sich reden ließ und dem Verfasser die Bedingungen diktierte, nach denen er sich zu richten hatte, wenn er die Bretter erreichen wollte. Ungeheuerlich, daß wir uns vordrücken lassen müssen, mit welchem Maß von Satire bei uns zulande die russische Korruption gegeißelt werden darf, und daß die Lächerlichkeit diese erhabene Einrichtung absolutistischen Ange-denkens so wenig tötet, wie etwa den preussischen Landtag. Aber als erste und zweifelloste Mordtrophäe ist der Sieg, den Herr Jon(as) Lehmann, in seinem Privatleben Herausgeber der freisinnigen „Breslauer Zeitung“, durch seine löbliche Unterwerfung errang, immerhin beachtenswert. Was er geändert, entzieht sich der allge-meinen Kenntnis. Aber man darf nun wohl annehmen, daß alles, was an Korruption noch im Stücke belassen ist, nunmehr sozusagen von der sog. preussischen Zensur approbiert und anerkannt wird. Die Folgen dieser notgedrungenen Folgerung mag die schlaue Behörde selber tragen. Denn was uns da vorgeführt wird, ist wahrhaft un-geheuerlich. Und das Charakteristische dabei ist, daß bei der Ur-aufführung, die von einem gut bürgerlichen, auch mit Offizieren und Mondänen durchsetzten Publikum besucht war, niemand etwa Anstoß nahm an dem Stoff und die gezeigten Zustände für un-glaublich und erfunden erklärte. Für den Bankrott, den das russische Regiment im europäischen Kredit erlitten hat, ist die mit starkem Beifall aufgenommene Aufführung dieser groben Posse ein deulicher Gradmesser. Ihre Bedeutung liegt, wie hiermit von vorn-herin zu erklären ist, rein im Gesellschaftlichen und Politischen. Als Kunstwerk rangiert sie weit unter den besseren Ueberbrettelstücken, die sie an Wig bei weitem überragen; von Charakteristik und Psycho-logie ist keine Rede. Es wird mit Mitteln operiert, deren sich kaum noch Ferdinand Vonn bedient. Die Kenntnis der russischen Verhältnisse beschränkt sich auf drei bis vier russische Worte. Und der einzige russische Wig steht auf dem Theaterzettel: der größte Gauner im Stück heißt Kagnokradow, zu deutsch: der Staatskassendieb. Jon Lehmann hat also zum Ueberfluß wieder einmal bewiesen, daß er keine Komödie zu schreiben vermag. Dieser Fall wird aber dadurch verhängnisvoll, daß er eine un-er-gleichliche Gelegenheit aufs schmachlichste veräußert hat. Aber die Satire, die in den Dingen selbst liegt, ist so stark, daß sie trotz der Ungeheuerlichkeiten Lehmannscher Mache hervorbricht und als un-sichtbarer Chorus mitspielt, wo der Autor verliert.

Die klassische Komödie russischer Korruption hat Gogol in dem von der russischen Dramatik nie mehr erreichten „Revisor“ geschaffen. Man scheut sich dies im ernstesten Sinne realistische und im höchsten Maße satirische Meisterwerk in Verbindung mit dem „Ungeheuer“ zu bringen. Aber der Fall ist nicht zu vermeiden. Gogols Empörung gestaltete sich zu einem objektiven Kunstwerke, Lehmanns Späße blieben in der Hampelmanntechnik des Bier-ullens.

Die russische Wirklichkeit hat uns an so starke Dinge gewöhnt, daß auch in einer Satire darüber Unwahrscheinlichkeiten kaum eine Rolle spielen. Warum sollen in Russland nicht die sieben für den Bau eines neuen technisch vollendeten Panzerschiffes mit dem Namen „Das Ungeheuer“ ausgeworfenen Millionen von der Gruppe der höchsten Staatswürdenträger, die einen undurchdringlichen Ring um den Schwächling von Zar bilden, unterschlagen werden? Warum soll nicht, als der Zar, argwöhnisch geworden, die Einweihung befiehlt, die Komödie eines Poteminschen Schlaachtschiffes inszeniert werden können, das mit Pappe und Del aus einem alten Seelenverläufer hervorgezaubert wird? Und warum soll nicht, als der Schwindel herauskommt, der Zar durch alle möglichen Untersuchungen betrogen und schließlich, der ihm ein Licht aufgeht, die Staatsräson — die Rücksicht auf den Vertreter Englands — ihn zum Mitbetrüger machen? Das alles liegt im Bereich satirischer Möglichkeit. Nur fragt mich nicht, was es hier gemacht wird. Die Staatswürdenträger sind Seremissimus-figures, die durch ihre schwanknähige Anlage und Aufführung der Satire die Spitze abbrechen. Die Intrige wird geleitet durch Motive des Hintertreppenromans. Und fürs deutsche Gemüt und das deutsche Mädchen ist gesorgt durch einen Ausbund deutscher „Tugend“, Tölpelhaftigkeit und Verliebtheit, den Ingenieur, der das „Ungeheuer“ bauen sollte und weil er wohl den Gehalt, aber nicht die Arbeit bekommt, dem Zaren — in einer Szene aus Rinaldini — alles offenbart. Zu guterleht nimmt der Wrabe alles zurück und geht mit der Tochter des obersten Gauners, des „Chefs der Exekutivkommission“, durch. Der Zar aber wird von diesem getöset mit der Sentenz: „in Russland sind die Beamten entweder treu, aber nicht ehrlich, oder ehrlich, aber nicht treu.“ Trotzdem will der — wie alle Fürsten — das Beste Erstrebende, den in jedem für sie gefährlichen Moment die Kamarilla durch Attentatsjurcht bändig, inwieweit mit den bewährten Staatsdieben weiter arbeiten an der Läuterung der Korruption.

Die Aufführung war in Ausstattung und Kostüm russisch und vorrefflich, in der Darstellung — notgedrungen — possenmäßig nach Noten. Besonders zu nennen sind die Herren Christians (der schwächliche, hysterische Zar), Schmidt-häbler (der schlaue Höfing, Chef der Exekutive und der Diebe), Barow, Schroth (der deutsche Ingenieur aus dem wohl-

affortierten Lager „deutscher“ Typen der Firma Blumenthal, Radelburg u. Gen.). Offenbar auf Anraten der Zensur war der sonst so nüchterne Bettel herablassend und verkündete, daß das Stück im vorigen Jahrhundert spiele und daß absichtlich nicht ver-raten werde, welcher Zar Alexander gemeint sei. Man lachte darüber wie über das übrige und dachte sich, was für eine wichtige Zensur haben wir doch, und sonst noch manches. —r.

Technisches.

Die elektrische Stahlgewinnung. Als der berühmte und für die Verwertungen von Wissenschaft und Technik viel zu früh verstorbene Moissan die ersten Ergebnisse des von ihm erfundenen elektrischen Ofens mitteilte, haben wohl alle Sachverständigen eine Ahnung davon verspürt, daß dieser neue Apparat einen gewaltigen Fortschritt in der Elektrotechnik bedeuten werde. So schnell, wie die Laien sich die Wirkung einer derartigen Entdeckung gewöhnlich denken, geht es nun allerdings nicht, aber der elektrische Ofen hat doch schon eine ganze Reihe wichtiger Anwendungen gefunden und wird wahrscheinlich in einer nahen Zukunft eine umwälzende Wirkung in verschiedenen Industriezweigen ausüben. Unter diesen wäre die Metallurgie als eine der ersten zu nennen, und innerhalb ihres Gebietes wieder die Stahlgewinnung. Jetzt bringt der „Elektrotechnische Anzeiger“ eine ausführliche Beschreibung eines von Bin hergestellten elektrischen Ofens, der zur Stahlbereitung dienen soll. Die früheren Versuche, die in dieser Richtung gemacht worden sind, hatten zur Erkenntnis der Schwierigkeit geführt, eine gleichförmige Verteilung der Heizwirkung und der dadurch bedingten chemischen Vorgänge sicher zu stellen. Da dieser Mißstand an der geringen Wärmeleitfähigkeit der geschmolzenen Stoffe lag, so kam man auf den Gedanken, diese Stoffe selbst in dauernden Umlauf zu setzen, so eine gründliche Mischung zu erzielen und die einzelnen Teile immer wieder mit der Wärmequelle in nahe Berührung zu bringen. Dieser Grundgedanke ist auch in dem verbesserten Ofen von Bin zum Ausdruck gekommen, dessen Schmelztiegel eine Art von Kanalsystem darstellt, wodurch eine ununterbrochene Umlaufbewegung der geschmolzenen Massen erzielt wird. Die Beschreibung dieses elektrischen Ofens in seinen einzelnen Teilen, wie sie von dem Fachblatt gegeben wird, würde zu weit führen, dagegen hat die Hervorhebung seiner Leistungen ein allgemeines Interesse. Die Herstellung von Stahl in diesem elektrischen Ofen hat sich als mindestens ebenso gut erwiesen als im Martinofen, aber die Bedienung des elektrischen Ofens ist bedeutend bequemer. Die Heizwirkung wird nie unterbrochen, und man kann jederzeit beliebige Mengen des Metalls abzapsen und muß nur Sorge dafür tragen, daß rechtzeitig genug nachgefüllt wird, damit die gleiche Menge von Metall im Ofen enthalten bleibt. Alsdann kann auch keine Schlacke in die Röhren eindringen und so eine Störung des Betriebes herbeiführen. Außer durch die gewöhnlichen Mittel kann aber im elektrischen Ofen auch durch einfaches Schmelzen Stahl unmittelbar gewonnen werden, indem eine Mischung von besonders ausgewählten Erzen benutzt wird, die einer Reinigung kaum bedürfen. Für diesen Zweck ist der von Bin erbaute Ofen am besten von allen bisher bekannt gewordenen Apparaten geeignet, eben wegen seiner außerordentlich bequemen Beschickung. Auch die Hinzufügung von Kohlenstoff oder anderen Mischungen, wie sie jetzt häufig in der Gestalt von Mädel, Vanadium oder dergleichen zu bestimmten Zwecken beliebt werden, kann auf einfache Weise geschehen, was der Qualität des Erzeugnisses selbstverständlich in hohem Maße zugute kommt. Für die Gewinnung einer Tonne Stahl durch bloßes Schmelzen sind je nach der Leistung des Ofens und der Arbeitsverhältnisse zwischen 600 und 800 Kilowattstunden notwendig. Außerdem eignet sich dieser elektrische Ofen ausgezeichnet zur Veredelung von Stahl, der auf anderem Wege erzeugt worden ist, und darin dürfte bei den noch immer großen Betriebskosten der elektrischen Ofen vielleicht geringere Aufwendungen an Elektrizität erfordert werden. Der Energieverbrauch für eine Tonne Metall würde unter günstigen Umständen nur 4 bis 6 M. Kosten ausmachen, was ein im Verhältnis zur Güte des erzielten Stahls unwesentlicher Betrag ist. Eine derartige Veredelung des Stahls ist schon von zahlreichen Technikern vorgeschlagen und durch die Angabe verschiedener Verfahren der Praxis nahegelegt worden, aber der elektrische Ofen wird hier einen erheblichen Fortschritt bewirken, da er in einem einzigen Exemplar dasselbe leistet wie bei einem anderen Verfahren acht Ofen in der doppelten bis dreifachen Zeit.

Humoristisches.

— Ein neu eingetretener Feuerwehmann, der nur einen Durchschneidmüt besaß, tat bei seinem ersten Feuer Dienst, und der Kommandeur kam auf ihn zu gerannt und rief: „Schießen Sie die Leiter hoch bis zum achten Stockwerk, kriechen Sie auf dem Gesimse entlang bis zum vierten Fenster, lassen Sie sich drei Stockwerke hinab und fassen Sie das Holzschild, das Sie da rauchen sehen, schlagen Sie die Scheibe ein und retten Sie die drei alten Damen — na, worauf zum Henker warten Sie denn noch?“ — „Auf Tinte und Feder,“ versetzte der Reuling. „Ich möchte mein Abschiedsgesuch einreichen.“ („The Argonaut“.)

— Ein Schotte stand vor dem Richter unter der Auflage der Trunkenheit. „Was haben Sie zu Ihrer Verteidigung zu sagen?“

fragte der Richter. „Sie sehen wie ein anständiger Mensch aus und sollten sich schämen, hier zu stehen.“ — „Es tut mir sehr leid, Herr Richter, aber ich geriet auf der Reise von Glasgow in schlechte Gesellschaft,“ entgegnete der Angeklagte demütig. — „Was für eine Art Gesellschaft?“ — „Eine Menge Abstinenten!“ war die überraschende Antwort. — „Wollen Sie etwa behaupten, daß Abstinenten schlechte Gesellschaft sind?“ donnerte der Richter. „Ich glaube, das ist die beste Gesellschaft für Leute Ihres Schlages.“ — „Entschuldigen Sie, Herr Richter,“ versetzte der Angeklagte, „aber Sie sind im Irrtum; denn ich hatte eine Flasche Whisky mit und mußte sie nun ganz allein austrinken.“ („Pick me up.“)

Notizen.

— Eichendorff und den Romantikern ist der 11. städtische Kunstabend der Stadt Charlottenburg am Sonntag, den 17. Nov., abends 1/8 Uhr im Kaiser-Friedrich-Festsaal am Savignyplatz gewidmet.

— Eine Kapitalanlage Beethovens. Seit einiger Zeit erscheinen auffallend viele Originalmanuskripte Beethovenscher Kompositionen auf dem Markte, die alle von dem Leipziger Antiquar Karl W. Hiersemann angeboten werden. Sie entstammen alle „bekanntem Wiener Privatbesitz“. Vor einem Jahre stand das Originalmanuskript der berühmten Waldsteinsonate, die Beethoven seinem Gönner, dem Grafen Waldstein gewidmet hatte, zum Verkauf. Sie kostete 44 000 Mark! Bald darauf wurde die Originalhandschrift der ebenfalls berühmt gewordenen Sonate Opus 96 für Violine und Klavier für 42 500 Mark verkauft und nun kann man das ganz von Beethovens Hand geschriebene Originalmanuskript der dreunddreißig Variationen über einen Walzer von Anton Diabelli kaufen, 43 Blätter nebst zwei eingelegten Notizblättern für den kumpigen Preis von 42 000 Mark! Sicher wird die Handschrift bald verkauft sein. Namentlich die Amerikaner jagen nach derartigen wertvollen Stücken und zahlen ungläubliche Preise. Auf diese Weise besteht Gefahr, daß diese Handschriften ins Ausland gelangen und uns verloren gehen, während sie an die Stelle gehören, welche für diesen Zweck die geeignetste sein dürfte, nämlich die Geburtsstätte des Meisters, das Beethovenhaus in Bonn. In Deutschland aber findet sich niemand, der solche Manuskripte kauft und sie der Erinnerung des Meisters weihet, der schon vielen Millionen Stunden der größten Weihe bereitet hat. Allerdings könnte man das gleiche schon von dem „Wiener Privatbesitz“ verlangen, der statt dessen seine Schätze um Niefensummen verschärft. Brachten ihm die Handschriften der drei genannten Werke Beethovens allein doch das nette Sümmchen von 128 500 M. ein, ein Stück Geld, das Beethoven selbst während seines ganzen Lebens nicht durch die Finger gegangen ist.

— Bei der Aufführung von Schalom Asch's Drama „Der Gott der Rache“ im New Yorker jüdischen Thalia-Theater kam es zu derartigen turbulenten Szenen, daß das Spiel schon in der Mitte des zweiten Aktes ein jähes Ende fand. Der Direktor, der vor dem Publikum erschien, rechtfertigte die Annahme des Stückes damit, daß es sowohl in Berlin wie in Wien zur Aufführung gelangte und Erfolg erzielte. Allein das Publikum züchte und pfliff aus Leibesträften. Fast die gesamte englische und jüdische Kritik in New York lehnt das Stück aufs entschiedenste ab. — Die Priderie und Heuchelei scheint danach im „freien“ Amerika in schönsten Blüte zu stehen. Denn aus ästhetischen Gründen ist diese Ablehnung gewiß nicht zu erklären.

— Mozarts Autorenbilletto. So oft an der Pariser Oper „Don Juan“ aufgeführt wird, kann man im Kartenbureau gegenüber „Autorenbilletto“ des Herrn Wolfgang Amadeus Mozart kaufen. Ebenso werden zu den Aufführungen der „Armida“ ebendort Autorenbilletto des Reichsritters von Glud abgegeben. Diese merkwürdige Tatsache kommt so zustande. In Frankreich besteht eine Autoren-gesellschaft, die die Theaterdirektoren in einer ganz maßlosen Art besteuert. Sie zwingt sie nicht nur, einen Teil der Tageseinnahmen sei es den Autoren der aufgeführten Werke, sei es ihren Erben bis ins letzte Glied abzutreten, auch wenn die Werke nach dem Urheberrecht längst freigegeben sind, nein, sie hebt den Tribut für sich selbst ein, wenn die verstorbenen Autoren Ausländer waren. Die Abgabe geschieht in der Form, daß die Direktoren zu den Aufführungen des betreffenden Werkes eine bestimmte Anzahl Theaterkarten der Gesellschaft überlassen. Die große Oper hat Karten abzutreten, die einen Verkaufspreis von 300 Fr. repräsentieren, die kleineren Theater kommen mit 100 bis 200 Fr. davon. Die Karten werden von der Gesellschaft zu 50 Proz. des Wertes an private Händler abgegeben. So sehr das Recht der künstlerisch Schaffenden gegenüber den Theaterunternehmern geschützt werden muß, so stellt sich doch die Erhebung der geschätzten Abgabe für gesetzlich tantiemefreie Werke als eine struppellose Erpressung dar. Es liegt übrigens Ironie in der Tatsache, daß heute für die „Autorenbilletto“ Mozarts in Paris allein mehr eingenommen wird, als der Autor zu Lebzeiten für seine Opernwerke bezogen hat!